



Redacteur: Dr. H. Dietzmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Geheilte Wunden.

Novelle

von

J. Grimm.

(Fortsetzung.)

Das Jahr neigte sich zum Ende. In der Stadt war reges Leben: Concerte, Bälle und Gesellschaften wechselten mit einander ab. Charlotte und ihre Mutter glaubten Gabrielen, die seit ihrer Rückkehr von Warthau bleich und angegriffen ausah, zerstreuen zu müssen.

„Wie bin ich glücklich, daß ich Dich wieder habe!“ sagte eines Abends Charlotte, während beide Freundinnen sich zu einer größeren Gesellschaft ankleideten. „Es ist ein ganz anderes Leben so zu Zweien, Gabriele; nur mußt Du mir auch den Gefallen thun und recht munter aussehen. Nicht so schwermüthig und interessant, daß Dir die Leute gleich ansehen, daß Du . . .“

Sie unterbrach sich, als sie den ernstesten Ausdruck auf Gabrielens Gesicht sah. „Sei mir nicht böse,“ fuhr sie fort, indem sie die Freundin in die Arme schloß, „ich habe Dir nicht weh thun wollen.“

Gabriele lächelte. „Ich weiß nicht, was mir heute ist,“ sagte sie, „ich habe ein Gefühl, als dürfte ich nicht mit Euch in diese Gesellschaft gehen; ich bin doch sonst nicht abergläubisch.“

Charlotte lachte auf. „Pössen!“ sagte sie. „Das ist

Deine melancholische Laune, die ich Dir eben vertreiben will. Komm' nur, meine bleiche Rose und laß Dich schmücken!“ Dabei drückte sie ihr einen schönen Kranz von Veilchen und weißen Rosen auf die braunen Haare, den die Gärtnerin eben geschickt hatte. „So bist Du schön!“ rief sie, sie zärtlich betrachtend, „und nun sei auch fröhlich; Dein Liebster denkt vielleicht jetzt eben an Dich.“

Gabriele lächelte wieder, und doch war es ihr immerfort wie weinen; es kostete sie Mühe, ihre bange Stimmung zu überwinden. Als sie mit den Freundinnen in die hellerleuchteten Gesellschaftszimmer trat, fühlte sie sich sehr ängstlich und beklommen, sie wußte selbst nicht, warum.

Sie hatte sich kaum in einem Kreise von jungen Mädchen und Frauen niedergelassen, als die Flügelthüren sich wieder öffneten und neue Gäste eintraten. Es war diesmal ein junges Paar, das sogleich alle Blicke auf sich zog. Gabriele sah auch hin, wie die Andern; sie erblaßte . . . Dieses Paar war ihr nicht fremd — sie wußte den Namen, ehe er ihr genannt wurde. Es war Ludwig Dankmar, der schöne Unbekannte aus dem Garten und seine junge Frau. Als sie mit der Dame des Hauses in ihre Nähe kamen und an ihr die Reihe war, vorgestellt zu werden, erhob sie sich zitternd und verneigte sich mit gesenkten Augen. Der junge Ehe- mann sah sie mit einem langen erstaunten Blicke an; sie bemerkte es nicht.

Als die Fremden weiter gegangen waren, hörte Ga-

brielle ihre Nachbarinnen leise über sie sprechen. „Wie schön sie zusammen aussehen!“ sagte eine junge Frau, „und doch sollen sie so unglücklich sein. Es wird erzählt, er habe sie nur ihres Reichthums wegen gewählt und liebe ein anderes Mädchen. Sie soll darüber ganz trostlos sein, denn sie hat ihn aus wirklicher Neigung geheirathet.“

Gabriele erhob jetzt die Augen und sah nach dem Paare hin, das in einer Gruppe von Gästen stand, welche sich in lebhaftem Gespräche befanden. Das Gesicht des schönen Mannes war ihr zugewendet, ihr Blick begegnete dem seinen, der starr auf sie gerichtet war. Sie wandte sich schnell ab, aber sie hatte gesehen, daß er ernster und blässer aussah, als sonst.

Es wurde getanzt. Gabriele war ziemlich fremd in der Gesellschaft und kannte nur einzelne der anwesenden Herren. Ihre Karte war noch nicht voll, als sich Herr Ludwig Dankmar ihr vorstellte und sie um einen Tanz bat. Sie wagte nicht, es auszusprechen, aber sie zitterte, während sie ihm ihre Karte reichte und sah ihn nicht an. Er grüßte und entfernte sich wieder. Als der Contre-Tanz, um den er gebeten, an die Reihe kam, bot er ihr den Arm, sie in das Nebenzimmer zu führen, wo sich mehre Carré's gebildet hatten.

„Sie erinnern sich ohne Zweifel nicht mehr meiner, Fräulein?“ fragte er, während sie durch den Saal gingen.

Gabriele sah verwirrt zu ihm auf. O, Herr Dankmar, ich glaube Sie wiederzuerkennen,“ sagte sie endlich, „wir haben uns früher zuweilen begegnet.“

„Es freut mich, daß Sie es noch wissen,“ erwiderte er lebhaft; „so sind wir also Bekannte und haben schon gemeinschaftliche Erinnerungen.“

Gabriele hätte Alles in der Welt gegeben, wenn diese Erinnerungen nicht vor ihre Seele gebracht worden wären. Sie fühlte sich gedemüthigt in dem Gedanken an ihre Schwachheit und Leidenschaft von damals; sie dachte an Gotthardt, an den Einzigen, den Geliebten; sie begriff nicht, wie sie jemals hatte einen Anderen, wie sie diesen Fremden hatte lieben und um dieser Liebe willen leiden können. Sie wußte nichts zu erwidern und schwieg.

Ihr Tänzer sprach viel mit ihr und in einem Tone, der sie befangen machte. Seine Blicke ruhten unaufhörlich auf ihr; sie mußte an das denken, was sie vorher gehört, daß seine Ehe unglücklich sei, daß er seine Frau nicht liebe, sondern eine Andere; unwillkürlich fiel es ihr ein, daß doch vielleicht sie diese Andere sein könne, daß sie doch vielleicht geliebt worden sei von diesem Manne, an dem ihr Herz und ihre Phantasie so lange gehangen, um den sie Schmerz und Pein und bittere

Zweifel an sich selbst erduldet, bis Gotthardt den Zauberbann gelöst mit seiner schönen Liebe. Sie war froh, als der Tanz vorüber war und vermied eine zweite Begegnung mit dem jungen Kaufmanne an jenem Abende. Sie kam sehr aufgereggt nach Hause.

„Nun, und Deine Ahnung?“ fragte Charlotte lachend, als sie in's Wohnzimmer traten, „hat sie sich bestätigt?“

„Ich glaube nicht —“ war Gabrielen's Antwort; aber die Freundin sah, wie sie roth wurde und sich abwendete.

Es vergingen Wochen — Monate, ohne daß Gabriele Ludwig Dankmar wieder begegnete. Zu ihrer Beruhigung sah sie, daß er nicht in den Kreis von Bekannten gehörte, den Charlottens Mutter häufiger besuchte. Gabriele hatte sich auf die Bitten ihrer Freundinnen entschlossen, in ihrem Hause zu bleiben, doch wollte sie einzelne Stunden in Familien geben, sie sehnte sich nach einer regelmäßigen Beschäftigung, das gesellige Leben allein konnte ihr nicht genügen; außerdem wollte sie selbst Etwas erwerben und nicht ganz von der Freundschaft abhängig sein. Sie fand bald mehre Häuser, in denen sie thätig sein konnte, und führte nun ein friedliches geregeltes Leben; die Zeit verging ihr sehr schnell. Etwas gab es bei alledem, was dem jungen Mädchen sehr weh that, es war das ganz gelöste Verhältniß zwischen ihr und der Familie zu Warthau. Sie hatte nur einen einzigen Brief von dort erhalten — einen kurzen von der Tante, die ihr sagte, Herr von Warthau habe beschlossen, der schwankenden Gesundheit seiner Frau und des Unterrichts der Kinder wegen nach der Stadt zu kommen. Gabriele wußte auch, daß die Familie ein großes schönes Haus, gar nicht weit von ihrer Wohnung, bezogen hatte; aber Niemand hatte nach ihr gefragt, man wollte den Umgang mit ihr vermeiden. Sie sagte sich wol, daß diese strenge Maßregel nur von dem Herrn des Hauses ausging, aber sie litt darunter. Einmal hatte sie die Kinder von Weitem gesehen; es war ihr, als bemerkten sie sie auch und wollten auf sie zu eilen, aber sie schienen sich anders zu besinnen und gingen weiter, ohne sich nach ihr umzusehen.

Es war gegen das Ende des Winters, als eines Tages gegen Abend eine Dame gemeldet wurde, die Gabrielen zu sehen wünschte. Das junge Mädchen ging sogleich, sie zu empfangen. Es war die Schwester des Herrn von Warthau. Gabriele stieß einen Freudenschrei aus und eilte auf sie zu, aber sie blieb betroffen stehen, als sie den Ausdruck von Kummer auf dem Gesichte der sonst so freundlichen Dame wahrnahm.

„Liebes Kind,“ sagte die Tante endlich, indem sie ihr die Hand reichte, „ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, in der Hoffnung, Sie werden sie mir nicht ausschlagen,

trog des unfreundschaftlichen Betragens, durch welches wir Sie gewiß gekränkt haben. Sie werden sich selbst gesagt haben, daß wir nicht unserem freien Willen folgten, indem wir so handelten, sondern die Verhältnisse zu berücksichtigen hatten und vor Allem den Willen meines Bruders, den Sie ja kennen. Es sind jetzt aber Umstände eingetreten, die uns zwingen, unser Verhalten zu ändern. Liebe Gabriele, meine Schwägerin liegt seit mehren Wochen auf den Tod krank; ihr Zustand ist jetzt ganz ohne Hoffnung. Nun verlangte sie heute nach Ihnen; sie wolle Sie gern noch sehen und sprechen vor ihrem Tode — sagt sie — und so bin ich gekommen, Sie zu rufen.“

Gabriele war tief ergriffen. Sie folgte der Tante in großer Aufregung nach dem Hause des Herrn von Warthau. Die Kinder empfingen sie an der Thüre und warfen sich ihr weinend in die Arme.

„Mutter ist todt!“ rief Elschen schluchzend. „O Gabriele!“

Vor wenigen Minuten war Frau von Warthau verschieden. Gabriele trat also zum zweiten Male in dieses Haus, in dem Augenblicke, wo ein schwerer Schlag es getroffen; zum zweiten Male hatte sie diese Kinder zu trösten bei einem Verluste, der größer war, als sie es noch verstanden; nur war ihr diesmal das Haus nicht fremd, sie hatte darin schon gelebt, gelitten . . . und geliebt. Der Verlust traf sie mit den Anderen. Sie stand am Bette der Todten, bitter weinend, während die Kinder sich an sie drängten und sie umschlungen hielten, als fürchteten sie, sie möchte wieder gehen. Als Herr von Warthau herein trat, bebte Gabriele; er sah düster vor sich nieder und schien sie nicht zu sehen . . . Endlich erhob er den Blick; seine Stirn verdüsterte sich noch, während er grüßte.

„Ihr Name war das letzte Wort meiner Frau,“ sagte er mit gedämpfter Stimme; „sie wollte Sie sehen und sprechen, Fräulein Gabriele. Ihr letzter Wunsch war, Sie möchten unsere Kinder trösten.“

Gabriele sah, daß er mit Ueberwindung zu ihr sprach; sie fühlte, daß sein Herz für sie noch wie sonst verschlossen war und daß ihre Gegenwart nur peinlich für ihn war.

Kalt erwiderte er den warmen Druck ihrer Hand; er konnte ihr nicht vergeben, daß sie Gotthardt's Herz gewonnen hatte, selbst in dieser ernsten Stunde nicht, wo ein gemeinsamer Schmerz sie verband.

Sie schied bald aus dem Hause, mit dem Versprechen, den folgenden Morgen wieder zu kommen. Sie wäre so gern bei den Kindern geblieben, die sie mit flehenden Blicken ansahen; aber der Vater sagte kein Wort, sie zu halten. So ging sie traurig nach Hause.

Den anderen Tag war sie schon früh wieder da; die

Kinder überschütteten sie mit Liebkosungen und der Tante war es ein großer Trost, sie bei sich zu haben.

Herr von Warthau zeigte sich nicht, so lange sie im Hause war; ebenso die folgende traurige Zeit. Gabriele sagte sich still: „Ich muß Geduld haben,“ wie sie es einst ihrem Freunde gesagt. Das tröstete sie und gab ihr neuen Muth. Sie nahm jetzt oft die Kinder mit sich fort und beschäftigte sie; sie wollten sich gar nicht mehr von der geliebten Freundin trennen und klagten nur, daß Gabriele nicht ganz zu ihnen käme und daß der Vater sie nicht leiden möge, sie begriffen nicht, warum.

Als der Schnee schmolz und der Frühling mit lauen Lüften kam, freute sich Gabriele, mit ihren Lieblingen in den Garten gehen zu können, wo sie vor'm Jahre so thöricht geschwärmt und geträumt hatte; es war ihr, als müßte die Luft dort jetzt reiner und frischer sein, als damals, als müßten die Blumen schöner blühen und die Vögel frohere Lieder singen; das Paradies, was sie einst mit blutendem Herzen verlassen mußte, schien ihr nun sich wieder aufzuthun und kein Engel mit dem Schwerte stand davor, sie zu verweisen.

An einem heiteren Frühlingstage trat sie den ersehnten Gang an. Die Kinder waren mit ihr. Als sie an dem Hause vorüberkam, das sonst das Reich ihrer Träume gewesen, hob sie die Blicke ruhig nach dem Fenster; dort saß, wie sonst, der junge Kaufmann, über seine Arbeiten gebeugt. Er erhob den Kopf nicht; er bemerkte nicht, daß sie vorüberging und sie war froh darüber. Die Kinder waren glücklich im Garten; sie pflückten Veilchen und Primeln und plauderten von Schloß Warthau, wo es jetzt auch so viele Blumen geben mußte.

Als Gabriele zum Gehen aufbrach und auf der Lindenallee dem Ausgange zu schritt, sah sie plötzlich Ludwig Dankmar ihr entgegenkommen. Sie erschrak; sie hatte die Begegnung zwar vermieden, aber es war nicht mehr möglich, umzukehren, ohne daß es wie eine Absichtlichkeit erschienen wäre. Sie wollte rasch grüßen und weiter gehen; er aber blieb wie festgewurzelt stehen, als er sie erblickte.

„Sieht man Sie endlich wieder, Fräulein?“ sagte er nach der ersten Begrüßung. „Ich glaubte schon, Sie hätten unsere Stadt ganz verlassen und ich würde nie wieder das Glück haben, Sie hier im Garten zu sehen. — Sie waren vielleicht verreist?“

„Nein, aber ich gehe wenig aus,“ erwiderte sie bescheiden. „Ich habe Pflichten übernommen, die meine Zeit viel in Anspruch nehmen.“

„Sie sind Erzieherin?“ fragte er, auf die Kinder sehend.

„Ja, wenn Sie so wollen,“ antwortete sie, indem

sie die Hand Elschens ergriff, die ängstlich zu ihr aufblickte. Sie grüßte und ging. Ludwig Dankmar blieb stehen und sah ihr nach, bis sie verschwunden war; dann schüttelte er traurig den Kopf und entfernte sich langsam. Gabriele kam nun regelmäßig mit den Kindern in den Garten. Obgleich sie dabei suchte, dem Zusammentreffen mit dem jungen Kaufmanne auszuweichen, so konnte sie doch nicht hindern, daß er sie oft sah und zuweilen anredete. Was er dann sprach, waren allgemeine und oft unbedeutende Dinge; aber sein Ton und Wesen hatten etwas eigenthümlich Aufgeregtes, was dem jungen Mädchen auffiel und sie etwas beunruhigte. Sie war sich dennoch zu sehr bewußt, daß jede Spur des Gefühls, das sie früher für diesen Mann gehabt, verschwunden war, als daß diese Begegnungen sie hätten schrecken und ängstigen können. Außerdem war sie ihm gegenüber ernst und zurückhaltend und brach das Gespräch, was er so gern anzuknüpfen schien, meist schnell ab.

Eines Tages, als sie sich an dem Springbrunnen getroffen hatten, erinnerte er sie im Laufe der Unterhaltung an jenen Theaterabend, an die Vorstellung des Hamlet.

„Sie sahen damals sehr unglücklich aus, Fräulein; Sie mußten einen tiefen Kummer haben!“ sagte er mit einem erwartungsvoll auf ihr ruhenden Blicke.

Sie wurde roth und schwieg eine Weile.

„Ja,“ sagte sie dann, indem sie ihn fest ansah, „ich hatte einen Kummer, aber er ist, Gott sei Dank! ganz vorüber.“

„Das ist ein großes Glück für Sie,“ erwiderte er in bitterm Tone; „mir ist es nicht so wohl geworden wie Ihnen, Fräulein; ich trug damals still für mich einen Schmerz, um den Niemand wußte und noch heute kann ich nicht sagen, daß ich davon geheilt wäre.“

Gabriele sah sich unruhig nach den Kindern um, die in der Nähe spielten. Sie war erschrocken über die Wendung, die er plötzlich dem Gespräche gegeben hatte und suchte einen Grund, sich schnell zu entfernen; ehe sie aber sprechen konnte, nahm er wieder das Wort:

„Ja, Sie sollen es endlich erfahren, Fräulein,“ sagte er entschlossen; „ich will Ihnen das Bekenntniß ablegen, das bisher noch nicht über meine Lippen gekommen ist . . . vor Ihnen darf ich dies schon . . . denn ich weiß, daß es eine Zeit gab, wo ich Grund hatte, zu glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgiltig sei . . . Fürchten Sie nichts,“ fuhr er fort, als sie eine unruhige Bewegung machte und sich wieder nach den Kindern umsah, „ich bin nicht in dem Wahne, daß noch Alles sei wie sonst; „Sie haben gekämpft und gesiegt, Fräulein! Ich weiß, daß ich jetzt ein Fremder für Sie bin, jetzt, da Sie mich kennen. Dennoch lassen Sie mich sagen, was ich

Ihnen bin; lassen Sie mich bekennen, daß ich Sie geliebt habe! . . . Sie wenden sich ab . . . Sie wollen das nicht hören? Ja freilich, jetzt sind Sie ruhig und kalt, jetzt mögen Sie der Zeit nicht mehr gedenken, wo Sie die Farbe wechselten, wenn wir uns begegneten und Ihre Blicke mir gestanden, was mir vielleicht in jener Zeit besser gelang, Ihnen zu verbergen. Aber Sie sollen es wissen, daß Sie damals nicht allein gelitten haben, daß auch ich schwere Kämpfe gekämpft habe und daß ich noch jetzt weit entfernt bin . . .“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ unterbrach Sie ihn lebhaft, „schonen Sie mich und sich selbst! Was soll ich erwidern auf Alles, was Sie mir sagen? Soll ich von einer Vergangenheit mit Ihnen reden, die für uns Beide ganz vergangen ist und ewig bleiben soll? Lassen Sie uns vergessen, was Sie gesagt haben und nie wieder darauf zurück kommen!“

Er ließ sie ausreden, dann sagte er in demselben bitterm Tone, als vorher: „Sie sind stark und muthig, Fräulein; ich bewundere Sie. Ich will versuchen, Ihrem heldenmüthigen Beispiele zu folgen. Wie sonst, wo ich so tapfer gegen meine Gefühle kämpfte, will ich mir sagen, daß Sie eine arme Waise sind . . . daß ein dauerndes Glück ohne äußere Güter nicht möglich ist, ferner daß ich eine Frau habe, die solche Güter besitzt . . . eine Frau, die außerdem sehr schön ist und mich sehr liebt! Ich kann mir weiter sagen, daß Sie längst aufgehört haben, irgend welches Interesse für mich zu bewahren . . . daß Sie als Heldin aus dem innern Kampfe hervorgegangen sind . . . lauter ausgezeichnete Trostgründe . . . das müssen Sie selbst sagen, Fräulein!“ Er lachte bitter und schwieg.

Sie war sehr bleich geworden, aber sie blieb gefaßt.

„Ich darf nicht länger hier bleiben,“ sagte sie ernst, „leben Sie wohl! Ich fühle, daß ich Unrecht gethan habe, diesen Garten wieder zu betreten, der an die Vergangenheit erinnerte. Was Sie mir jetzt gesagt haben, ist die Strafe dafür. Aber ich zweifle nicht, daß Alles noch gut werden kann, wenn wir Beide unsere Pflicht erkennen und thun. Die meine weiß ich; ich werde mich nie wieder hier zeigen . . . Sie sollen mich nicht wieder sehen! . . . Die Ihre? Nun . . . die wird auch nicht schwer zu finden sein, und Gott gebe Ihnen Kraft, sie zu thun!“

Sie verneigte sich gegen ihn und ging mit ruhigem Schritte nach dem Platze, wo die Kinder spielten. Sie rief sie vom Spiele ab und verließ mit ihnen den Garten, den sie sich gelobt hatte, mit keinem Schritte wieder zu betreten.

„Was ist Ihnen, liebes Kind, Sie sehen ja leichenblau aus?“ fragte die Tante besorgt, als Gabriele, vom

Spaziergänge mit den Kindern zurückgekehrt, zu ihr in's Zimmer trat.

„Es ist nichts, ich fühle mich schon besser!“ erwiderte das junge Mädchen, sich erschöpft neben sie niederlegend. Wie gern hätte sie der Theilnehmenden Alles erzählt, was sich zugetragen! Sie fühlte sich so erschüttert und aufgeregt, daß es ihr eine unendliche Erleichterung gewesen wäre, diese wohlwollende Freundin in ihr Vertrauen zu ziehen; aber der Gedanke an Dankmar hielt sie zurück; sie wollte ihm das Geheimniß über das Geschehene bewahren. Niemand sollte erfahren, wie weit er gegangen war.

Nach einer Pause, während welcher die Tante das junge Mädchen liebevoll betrachtet hatte, sagte sie, indem sie lächelnd einen Brief vom Tische nahm, den sie eben gelesen zu haben schien:

„Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen das Neueste mitzutheilen, liebe Gabriele, so sehr hat mich ihr Aussehen erschreckt: wir haben soeben Nachricht von Gotthardt; er ist auf der Herreise, schon in acht Tagen wird er hier sein.“

Gabriele konnte einen Jubelruf nicht zurückhalten. „Er kommt, er kommt jetzt!“ rief sie, während ihr Blick sich belebte und ein tiefes Roth ihre Wangen färbte.

„Gotthardt kommt!“ riefen zu gleicher Zeit die Kinder, die noch im Zimmer waren. „Das ist herrlich, Tante! Da werden wir Alle wieder vergnügter werden!“ Die Kinder eilten jubelnd hinaus. Die Tante seufzte tief und sah traurig aus. Gabriele ergriff ihre Hand und drückte sie lebhaft:

„Ja, es wird nun Alles besser werden, sagte sie mit innigem Tone; „er wird neues Leben in's Haus bringen und Sie Alle trösten und erheitern!“

„Ich hoffe nicht viel von seinem Kommen, liebe Gabriele,“ erwiderte die Tante. „Mein Bruder ist seit einiger Zeit, und besonders seit dem Tode seiner Frau, so verändert, seine trübe Stimmung hat einen solchen Charakter von Schwermuth angenommen, daß ich nicht glauben kann, Gotthardt werde viel Einfluß auf ihn haben können. Ja, ich fürchte sogar das Gegentheil! Ich besorge, Vater und Sohn möchten sich mehr und mehr entfremden. — Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß mein Bruder seit den Ereignissen des vorigen Jahres, besonders seit Gotthardt's schneller Abreise, gegen diesen eine Art Groll hegt, den er sogar oft in Augenblicken der Ungebuld heftig äußert. Gotthardt's Briefe sind ruhig und offen, man sieht leicht daraus, daß er seine Gesinnungen in keiner Weise geändert hat; er schreibt nie von Ihnen, liebe Gabriele, er nennt Sie niemals, und dennoch fühlt man, daß er den Gedanken an Sie festhält, wie ein heiliges Gelübde, und daß er sich niemals

entschließen wird, sein Herz einer Andern zu geben. Das ist es, was ihm mein Bruder nicht vergeben und was leicht noch zum Zerwürfniß zwischen Beiden führen kann.“

Es war das erste Mal, daß die Tante über dieses Verhältniß, sowie von Gotthardt's Neigung zu ihr mit Gabriele sprach. Das junge Mädchen war gerührt von dem Vertrauen, das ihr geschenkt wurde und tief bewegt von Allem, was sie hörte.

„Vertrauen Sie auf Gotthardt!“ sagte sie zuversichtlich, er hat gelernt Geduld haben und er weiß, welche heiligen Pflichten er gegen Herrn von Warthau zu erfüllen hat. Er wird nichts thun, was seinen Vater drücken könnte!“

Die Tante sah Gabrielen an.

„Glauben Sie das wirklich?“ fragte sie. „Und werden Sie selbst auch stark genug sein, um ihn bei diesem Sinne zu erhalten?“

„Ja, das werde ich!“ sagte Gabriele fest.

Die Tante strich ihr mit der Hand über das weiche braune Haar und küßte sie auf die Stirn.

„Sie sind mein liebes Kind,“ sagte sie freundlich. „Sie erinnern mich an meine Eva. Gotthardt hat gut gewählt.“

Dieses Gespräch that Gabrielen sehr wohl; sie fühlte sich beruhigt und erleichtert, als sie das Warthau'sche Haus verließ; übrigens hatte der Gedanke, daß Gotthardt nun wiederkehrte, jede Bangigkeit, jedes Gefühl von Verlassensein und Hülflosigkeit in ihr verſcheucht. Sie fühlte sich voll Kraft und Vertrauen, seine Liebe war ihr geblieben; das war Seligkeit und Trost in jeder Noth. Sie dachte an den Engel mit der Palme, den sie im Traume gesehen hatte, in jener ersten Nacht auf Schloß Warthau, und der zu ihr gesprochen: „Friede sei mit Dir!“ Wie dann ihre Gedanken wieder auf das Gespräch im Garten zurückkamen und bei Ludwig Dankmar verweilten, fühlte sie sich ruhig, auch in Bezug auf ihn: „Gott wird auch ihn zurückführen auf den rechten Weg!“ dachte sie, und schloß ihn voll Mitleid in ihr Gebet ein.

Die acht Tage bis zu des jungen Malers Ankunft vergingen langsam. Gabriele war viel im Warthau'schen Hause, oder machte auch viele Spaziergänge mit den Kindern in der Umgegend der Stadt, da ihnen der Garten verschlossen war. So war sie wol beschäftigt, aber die Sehnsucht nach dem Geliebten, die sich mehr und mehr steigerte, je näher der Tag seiner Wiederkehr herankam, ließ ihr die Tage wie Wochen, die Minuten wie Stunden erscheinen.

Obgleich sie fest glaubte, daß Gotthardt vollkommen Herr über sich selbst sein und seinem Vater gegenüber nichts thun würde, was diesen reizen könnte, so sah sie

doch mit Jagen der Begegnung dieser beiden Männer entgegen und fühlte mit Schmerzen, daß sie die Ursache sei, wodurch das Verhältniß zwischen ihnen sich so gelockert und schwierig gestaltet hatte.

(Schluß folgt.)

Die kleinste der Dorfgeschichten.

So kann man wol mit Recht die nachfolgende led und genial hingzeichnete und von Lobedanz sehr fein übertragene Erzählung von der gefährlichen Freiwerberei um die schöne Aslaug nennen, eine originelle Skizze, mit breitem vollstündlichen Hintergrunde, die, wie die meisten ganz kurzen Darstellungen des berühmten Björnson, sehr unbekannt geblieben ist.

Die Scenerie ist das Hochgebirge Norwegens und die Verbtheit der Figuren und ihrer Denkweise rechtfertigt sich durch die Wirklichkeit:

Zu der Zeit, als Aslaug eine erwachsene Dirne ward, gab es keinen Frieden mehr in Husaby. Es schlugen und rausten sich dort vielmehr die schmucksten Bursche in der ganzen Dorfschaft Nacht auf Nacht. Am schlimmsten war es in der Sonnabendnacht; dann aber legte sich der Vater, der alte Knud Husaby, niemals, ohne wenigstens seine Lederhosen anzubehalten und einen tüchtigen Birkenkittel vor sein Bett zu stellen, auf sein Lager. „Hab' ich ein hübsches Töchterchen, so werd' ich sie auch zu schätzen wissen,“ sagte der Husaby.

Thore Nesset war nur ein Rätchnersohn und doch gab es Leute, welche sagten, er komme am oftesten zum Besuche bei der Husnertochter auf Husaby. Das aber gefiel dem alten Knud nicht, er sagte, es sei das nicht wahr, denn er wenigstens habe ihn dort niemals gesehen. Die Leute aber schmunzelten doch untereinander, daß, wenn er nur recht auf dem Heuboden hätte suchen wollen, wo Aslaug sich manches Geschäft zu machen pflegte, so würde er den Thore gefunden haben.

Der Frühling kam und Aslaug zog nach der Alm mit der Heerde. Wenn nun der Tag sich heiß über die Thäler legte, der Felsen sich kühl erhob über den Sonnendampf, die Heerdenglocken erklangen, der Hirtenhund bellte, Aslaug jodelte und auf dem Hifthorn blies — so wurden die Bursche vom Herzweh ergriffen, wenn sie in die Nähe kamen und dies Bild betrachteten. Und am ersten Sonnabendabend schlich sich der eine nach dem andern hinauf. Allein schneller, als hinauf, kamen sie wieder herunter; denn droben stand ein Bursche und paßte auf, nahm Jeden in Empfang, welcher kam, und wirbelte ihn so im Kreise herum, daß er auf Lebzeiten der Worte gedachte, welche diesen Kreis begleiteteten: „Komm ein ander Mal wieder, dann sollst Du mehr bekommen.“

Soweit nun die Bursche schließen konnten, gab es nur einen in diesem Kirchsprengel, welcher solche Häuste hatte, und dieser war eben Thore Nesset. Und alle die reichen Husnertöchter meinten, das wäre doch zu arg, daß der geringe Thore am höchsten bei der Aslaug Husaby angeschrieben stände.

Dasselbe meinte auch der alte Knud, als er davon hörte, und er sagte, wenn es keinen andern gebe, der ihn zügeln könne,

so wolle er dieses Geschäft schon selbst besorgen. Knud fing ja freilich an alt zu werden, allein, wenn er auch schon über die Sechzig war, mochte er doch mitunter seine Kräfte mit dem ältesten Sohne messen, wenn es ihm zu langweilig im Hause ward.

Nach der Husaby-Alm hinauf führte nur ein Pfad und zwar durch den Garten des Hofes. Am nächsten Sonnabendabend, als Thore nach der Alm hinauf wollte und sich still über den Hof schlich, leichter zu Fuß, als er vor den Gebäuden erst vorbei war — fuhr ein Kerl gerade auf ihn los.

„Was willst Du von mir?“ fragte Thore und schlug ihn in's Gesicht, daß es in ihm sang.

„Das sollst Du zu wissen bekommen,“ sagte ein anderer hinter ihm mit einem Nackenschlage und das war der Bruder.

„Hier ist der dritte Kerl,“ sagte der alte Knud und ging ihm zu Leibe.

Thore ward stärker in der Gefahr. Er war geschmeidig wie Weiden und schlug um sich, daß es knallte; er wand sich und bückte sich; wo ein Schlag fiel, war er nicht; wo es Niemand erwartete, theilte er aus. Er bückte sich und sprang auf, doch ward er fürchterlich zugebedt. Aber der alte Knud sagte doch später: „Mit einem tapferern Burschen habe er sich noch nie gebalgt.“ Sie fuhren fort, bis Blut floß, da aber sagte der Husaby: „Halt!“ und dann entschlüpften ihm noch die Worte: „Kannst Du am nächsten Sonnabend hinaufkommen, dem Husaby und seinen Jungen zum Troß, so soll die Dirne Dein sein!“

Thore schleppte sich heim, so gut er konnte, und als er heimgekommen war, legte er sich zu Bette. Viel Gerede ging von der Balgerei auf Husaby, allein Jeder sagte: „Was wollte er auch dort?“ Nur eine Seele gab es, die das nicht sagte, und das war Aslaug. Sie hatte ihn an jenem Sonnabendabend erwartet, als sie aber erfuhr, was zwischen ihm und ihrem Vater passirt war, setzte sie sich hin und weinte und sagte bei sich selbst: „Bekomm' ich den Thore nicht, so giebt es keinen frohen Tag mehr für mich in der Welt.“

Thore blieb am Sonntage im Bette liegen, und als der Montag kam, fühlte er, daß er noch liegen bleiben müsse. Der Dienstag kam, und das war so ein schöner Tag. Es hatte geregnet in der Nacht; das Gebirge sah so frisch grün aus, das Fenster stand offen, Düste strömten hinein, die Glocken läuteten von der Alm herunter und da droben jodelte Jemand Wahrhaftig, wenn seine Mutter nicht im Zimmer gefessen hätte, so würde er geweint haben. Der Mittwoch kam und noch lag er dort; am Donnerstag fing er an, darüber nachzudenken, ob er doch nicht am Sonnabend wieder gesund sein sollte, und am Freitage war er wieder auf den Beinen. Er dachte nun an die Worte, welche der Vater gesagt hatte: „Kannst Du am nächsten Sonnabend zu ihr hinaufkommen, ohne daß Knud und seine Buben das verhindern können, so soll das Mädchen Dein sein.“ Er schaute nach dem Husabyhofe hinauf, einmal nach dem andern. „Ich erlebe nun keinen Weihnachten mehr,“ dachte Thore.

Hinauf nach der Husaby-Alm ging nur ein Pfad, wie vorhin gemeldet ist; aber ein tüchtiger Kerl mußte doch wol auch sonst hinaufkommen können, selbst wenn ihm der gerade Weg verschlossen wäre. Ruderte er z. B. dort um die Landspitze und





Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Meyer Leipzig

Marcifeldinger

Verlag der Dörbner Buchh.

legte dann an auf der Seite, so wäre es vielleicht möglich, hinaufzukommen, wenn es auch so steil dort war, daß nur mit genauer Noth Ziegen emporklettern konnten, und die pflegen doch sonst nicht so bange zu sein auf dem Gebirge.

Der Sonnabendabend kam und Thore ging aus von Morgens früh. Es war ein schöner Tag; — die Sonne strahlte, daß es lebendig ward im Gebüsch. Es jodelte und blies herab vom Gebirge. Er sah vor seiner Hausthüre, als der Tag sich neigte und ein rauchender Nebel nach den Bergen hinaufzog. Er schaute hinauf, es war dort so still; er sah nach dem Husabyhose — und dann sprang er in das Boot und ruderte um die Landspitze herum.

Vor der Sennhütte saß Aslaug und war fertig mit ihrem Tagewerke; sie dachte daran, daß Thore diesen Abend ja nicht kommen könne, allein daß vielleicht so viel mehr Andere kommen würden; sie machte daher den Hund los und sagte nichts, sondern ging nur weiter. Sie setzte sich so hin, daß sie über das Thal hinausschauen konnte; allein dort stieg Nebel empor, auch war sie nicht recht im Stande, hinabzublicken. Sie wählte dann einen andern Platz und ohne dann weiter darüber zu denken, setzte sie sich so hin, daß sie nach der Seite blickte, wo der Fjord lag; es gab das ihrer Seele so viel Frieden, wenn sie so weit über das Wasser hinabschaute.

Als sie so dort saß, kam sie in eine Stimmung, wo sie Lust zu singen fühlte, sie nahm ein Lied mit „langen Tönen“ und weit erklang es über die Berge. Sie wollte sich gern selbst singen hören, fing daher von Neuem an, als der erste Vers zu Ende war. Als sie aber den zweiten gesungen hatte, kam es ihr vor, als ob Jemand tief unten antwortete. „Kind, was kann doch das sein?“ dachte Aslaug, schritt dann vor nach dem Abhang, schlang die Arme um eine schlanke Birke, welche da stand und über dem Abgrunde zitterte — und schaute hinunter. Aber sie sah nichts; der Fjord lag still da und ruhte sich aus, nicht ein Vogel strich über denselben hinweg. Aslaug setzte sich daher wieder nieder und fing abermals an zu singen. Da aber antwortete es im selben Tone und näher als das erste Mal. „Der Laut war kein Echo, was er auch ist.“ Aslaug sprang wieder auf und beugte sich von Neuem über den Felsen hinab. Und da sah sie unten an der Felswand ein Boot, welches angelegt hatte; es sah so klein aus, wie eine Nußschale, weil es so tief unten war. Sie warf den Blick hinaus und sah eine Mütze von Fell, und unter derselben ein Mannsbild, welches an dem fast nackten Felsen emporklimm.

„Wer kann das sein?“ fragte Aslaug, ließ die Birke los und sprang zurück. Sie wagte nicht, sich selbst zu antworten, denn sie wußte recht gut, wer es war. Sie warf sich nieder auf den Rasen, ergriff das Gras mit beiden Händen, als sei sie es, welche das, woran sie sich festhielt, nicht loslassen dürfe. Allein die Graswurzeln ließen los, sie schrie und griff tiefer und tiefer hinein. Sie bat Gott den Allmächtigen, ihm zu helfen, allein dann fiel es ihr ein, daß dies Unternehmen Thore's heißen müsse: Gott versuchen, weshalb er auch keine Hilfe von oben erwarten könne.

„Blos dies eine Mal!“ bat sie. „Blos dies eine Mal erhör' mich und hilf ihm!“ Und nun umarmte sie den Hund,

als ob das Thore sei, den sie festhalten wolle, sie rollte sich mit ihm über den Rasen und es schien ihr, als ob die Zeit endlos sei.

Aber da plötzlich schlug der Rötter an. „Wau, wau!“ sagte er zu Aslaug und sprang an ihr empor. „Wau, Wau!“ hinaus von Neuem — und da kam eine rauhe Mütze über den Felsrand empor — und Thore lag in Aslaug's Armen. Da lag er eine ganze Minute, ohne daß eines von ihnen im Stande war, ein Sterbenswort zu reden; — und in dem, was sie dann zuerst sagten, war auch weder Sinn noch Verstand.

Allein der alte Knud Husaby sagte, als er dieses erfuhr, das Wort, was nicht unwichtig war, dabei schlug er auf den Tisch, daß es schallte: „Der Bursch' ist werth, es zu haben, das Mädchen soll sein bleiben.“

β.

Marie Geisinger.

(Mit Stahlstich.)

Wenn man eine statistische Rundschau unter den Mitgliedern der deutschen Bühnen hält, so findet man, daß der klangreiche frischbewegte Süden unseres Gesamtwaterlandes dem bunten Reiche des Thespis das bei weitem größere Contingent stellt, während dem verstandeshellen nördlichen Norden nur die Minorität angehört. Auch unsere Künstlerin ist eine von der Natur reichbegabte Tochter des Südens; in der schönen Kaiserstadt Wien, die so viele große Talente in alle Welt sandte, stand ihre Wiege.

Es war, wenn wir nicht irren, im Jahre 1854, als man vom Theater an der Wien aus zum ersten Male von Marie Geisinger, als einer vielversprechenden, dabei bildschönen Anfängerin reden hörte. Jedoch damals nur vorübergehend; ältere Colleginnen und das noch völlig unentwickelte Talent ließen sie zu jener Zeit noch nicht in den Vordergrund treten. Sie verließ Wien und begann ein unstätes Wanderleben, von einer Bühne ruhelos zur andern eilend, und so finden wir sie bald in Riga, bald an einem Vorstadtheater Münchens, bald im Osten, bald im Westen, bis sie endlich am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin für längere Zeit festen Fuß faßte, und es so der Wienerin vorbehalten war, von Berlin aus ihren großen theatralischen Ruf sich zu schaffen und zu begründen.

Die Werke Jacob Offenbach's waren es, welche, fast allabendlich die Räume des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters mit einem frohen Publicum füllend, das Talent von Marie Geisinger zuerst zu seiner vollwichtigen Geltung kommen ließen. Man kennt die leichten Frauengestalten Offenbach's, die, hart an der Grenze des Erlaubten vorbeistreifend, einen neuen Genre im Gebiete der Darstellungskunst geboren haben. Die Meisten ihrer Darstellerinnen scheitern an der schweren Aufgabe, indem sie entweder in pedantischer Aengstlichkeit die ungenirte Anmuth der Offenbach'schen und der ihnen verwandten Gestalten in trodene Prosa wandeln, oder, was häufiger geschieht, durch allzulede Striche der Frivolität anheimfallen. Das Talent von Marie Geisinger hat es, wie kein zweites neben ihr, verstanden,

die goldene Mitte zu finden; so genial ausgelassen auch ihr Spiel ist, nie überschreitet es die Grenze der Kunst.

Wie sehr ihr nun auch in Berlin, und wo sie nur immer bei ihren Gastspielen an den besten Bühnen auftrat, zugejubelt wurde, so feierte sie doch erst in Wien, in der sie am Besten verstehenden Heimath, ihre größten Triumphe, wohin sie wieder, nachdem sie ein Engagement an dem unter Strampfers Direction stehenden Theater an der Wien angenommen hatte, zurückgekehrt war; diese Stellung nimmt sie gegenwärtig noch ein. Das von ihr entzückte Wien kennt sie nur unter dem Namen „Die schöne Helena“. Dialekt- und Verkleidungsrollen sind es vorzüglich, in welchen sie am zwingendsten wirkt, aber auch im Schauspiel, denn sie gebietet über die reichsten innern und äußern Mittel, wie sie z. B. als „Weib aus dem Volke“ ganz Ausgezeichnetes leistet. — und sicher wäre Marie Geisinger ebenso bedeutend in der Tragödie, wie sie es im sonnigen Lande des Komos ist, geworden.

Blicke in die Runde.

Literatur. Eine Mutter. Roman von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1867. Ein neuer Roman von Gerstäcker ist stets für die große Leservelt ein freudig begrüßtes Ereigniß, denn sie weiß, daß ihr wieder einige Mußestunden in angenehmer Unterhaltung verfließen werden. Die vorliegende Erzählung wird sogar noch von doppeltem Interesse sein, weil sie sich an das frühere, so viele Leser fesselnde Werk Gerstäcker's: „Die Colonie“ anschließt, obgleich sie ein ganz für sich bestehendes Buch bildet. Der Leser wird sich freuen, in demselben den weitem Lebensgang des Grafen Rottach, Helenens und des Hausnechts Jeremias weiter verfolgen zu können. Sehr amüßant mit humoristischer frischer Färbung sind in den Roman moderne Theaterzustände verflochten, die ja immer ihren besondern Reiz ausüben, besonders wenn sie, wie es Gerstäcker gethan, scharf und treffend geschildert sind.

Norwegische, Isländische, Färdische Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. Diese köstlichen, trefflich in das Hochdeutsche übertragenen Volkslieder bilden den vierten Band des Werkes: „Germanische Lieder der Vorzeit“ (1. Band: Schwedische, 2. Band Dänische, 3. Band Schottische Volkslieder). Rosa Warrens hat sich mit diesem Werke ein großes Verdienst erworben, und wir empfehlen es, unsern Leserinnen vorzüglich, recht angelegentlich, denn das Volkslied, dieser leusche kindliche Naturlaut kann nicht genug gehegt und gepflegt werden. Sein Hauch erfrischt und vermag den Geschmack mehr zu läutern und zu veredeln, als die glatte, meist so inhaltsleere goldgeränderte Rippestischpoesie unserer Tage. Hoffen wir, daß sich der Wunsch von Rosa Warrens erfüllen werde, mit dem sie das Vorwort ihres Werkes also schließt: „Möge es uns denn beschieden sein, diesen Liedern, dem eigensten poetischen Besitztum des germanischen Stammes, auch in

weitem Kreisen, wo dieselben bisher nur wenig Verbreitung gefunden, die Sympathieen rein gestimmter Herzen zu erwerben!“

Verthold Auerbach's Roman „Auf der Höhe“ wird demnächst in's Englische übertragen werden. Hr. v. Tauchnitz, welcher die Collection of British Authors herausgibt, soll mit dem in Bonn lebenden Dichter die nöthige Vereinbarung wegen der Uebersetzung getroffen haben.

M. E. Grant Duff, das bekannte englische Parlamentsmitglied, hat eine interessante Sammlung von Abhandlungen über Spanien, Rußland, Oesterreich, Preußen, Holland, Belgien und den deutschen Bund, „Studies in European Politics“ betitelt, herausgegeben. Ueber Graf Bismarck sagte er unter Andern: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, um ein Urtheil über den Mann zu fällen, der sich noch inmitten seiner Laufbahn befindet. Seine ärgsten Feinde leugnen nicht, daß er einen starken Willen und eine sich zur Genialität erhebende Berwegenheit besitze. Gegenwärtig haben wir ein zusammengesetztes Wesen vor uns, halb französisch-imperialistisch, halb Jünger Gerlach's.“

Im theuern England werden jetzt auch Bücher gedruckt, deren Preise staunenswerth billig sind. So erschien bei Camden Gotten in London eine neue Ausgabe der Walter Scott'schen Werke, in welcher jeder Roman nur 6 Pence (5 Sgr.) kostet, und bei J. Dids eine vollständige Ausgabe der Werke Shakespeare's für 1 Shilling (10 Sgr.) in einem Bande, recht leserlich, wenn auch nicht elegant gedruckt.

Der älteste Journalist der Vereinigten Staaten, Charles Alexander von Philadelphia, ist gestorben; als junger Mann benutzte derselbe noch die Druderei, Lettern und Pressen Benjamin Franklin's.

Theater und Musik. Aus St. Petersburg schreibt man: „Unsere Winterfaison ist in vollem Gange. Die italienische Oper, das französische und das deutsche Theater haben bereits seit mehren Wochen ihre Vorstellungen begonnen. Die italienische Oper hat leider keine neuen Kräfte gewonnen, und so sind die alten Läden und Mängel geblieben. Das französische Theater bietet für diesen Winter noch weniger Aussicht auf Kunstgenuß, als sonst, denn das Repertoire ist sehr schlecht und für die ausgeschiedenen Mitglieder ist kein entsprechender Ersatz gekommen. Den bewährten Kräften des deutschen Theaters sind Friedrich Devrient und Marie Raabe zugesellt. Ersterer gefiel nur theilweise und Letztere kann keinen Vergleich mit ihrer berühmten Schwester Hedwig aushalten. Das Repertoire des deutschen Theaters läßt auch viel zu wünschen.“ Das klingt nicht sehr erbaulich.

Im Théâtre Français zu Paris ist das vieractige Schauspiel von A. Baquerin „Le Fils“, welches den unerlöschlichen Stoff des Ehebruchs behandelt, unter allgemeinem Beifall zum ersten Male aufgeführt worden. Es soll voll von einzelnen dramatisch schönen Einzelheiten, aber sein scenischer Aufbau mangelhaft sein. Im Odeontheater hat die erste Darstellung des geschichtlichen Schauspiels von Bouilhet „Die Verschwörung von Amboise“ (Franz II. und Maria Stuart) einen großen Erfolg gehabt.

Der Dichter, der romantischen Schule angehörend, wurde während gerufen, und als er in einem Café aufgefunden wurde, lief er Gefahr, erstickt und erdrückt zu werden.

Von Alfred Blume, einem unserer talentvollsten jüngern Viedercomponisten, sind vor kurzem zwei neue Viederhefte op. 6 und op. 7 erschienen, welche durch die Frische und Anmuth ihrer Melodien und ihre Sangbarkeit eine recht weite Verbreitung verdienen. Auch ist die Wahl der Texte eine treffliche.

Die leipziger Oper beging in voriger Woche ein schönes Fest, ihr verdienstvoller Capellmeister Gustav Schmidt nämlich feierte sein 25jähriges Dirigentenjubiläum. Man hatte zu diesem Abend den „Freischütz“ als diejenige Oper gewählt, mit welcher Gustav Schmidt vor 25 Jahren seine Dirigententhätigkeit begann. Das Pult des Jubilars, der vom Orchester mit dreimaligem Tusch und vom übervollen Hause mit Applaus empfangen wurde, war mit Lorbeer und Blumen geschmückt. Fr. Blaczel „Agathe“ erregte in der Arie des zweiten Actes, die sie vollendet schön sang, großen Enthusiasmus, und Frau Dumont war ein reizendes „Aennchen“.

Im k. Schauspielhause zu Berlin wurde das neue fünfactige Drama „Die Frau in Weiß“ von Charlotte Birch-Pfeiffer zum ersten Male mit bedeutendem Erfolge gegeben. Außer der Verfasserin wurden die Hauptdarsteller, die Damen Erhardt, Böllinger und Frieß, die Herren Dessoir und Dahn wiederholt stürmisch gerufen. Die k. Tänzerin Fr. Casati, welche sich vermählen wird, trat im k. Opernhause unter den üblichen Ovationen des vollen Hauses zum letzten Male auf. — Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater brachte unter großer Theilnahme des Publicums neu einstudirt Angely's Posse „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ und das Wallner-Theater die neue Posse von Salingré, „Ein ganzer Kerl“.

Das zweite Concert des Musikvereins „Euterpe“ zu Leipzig war wiederum ein ausgezeichnetes. Fr. Mehlig, die k. württembergische und großherzoglich sächsische Hospianistin, erfreute durch virtuose Bravour und Innerlichkeit. Sie spielte Chopin, Mendelssohn und Liszt. Fr. Blaczel entzückte durch die Macht ihrer Stimme in Duetten aus „Jessonda“ und „Templer und Jüdin“, die sie mit dem trefflichen Herrn Rebling sang. Beethovens Cleonore-Duverture Nr. 3 eröffnete, Schumanns Symphonie Nr. 2 in C schloß würdig das Concert.

Das erste diesjährige Gärzenichconcert zu Eöln ist unter dem Jubel des Auditoriums mit Heinrich Dorns „Festklängen“ eröffnet worden.

Der berühmte wiener Männergesangverein tritt in diesem Jahre sein 24. Vereinsjahr an. Sein Jahresbericht weist die Zahl von 224 activen Mitgliedern: 48 erste, 50 zweite Tenore, 68 erste und 58 zweite Bässe, auf. Das Vereinsarchiv enthält zusammen 1618 Chöre und ungefähr 1350 Quartette.

Karl Göbe in Weimar arbeitet an einer von Alexander Hoff gedichteten Oper, deren Held Gustav Wafa ist.

Bildende Künste. Von der Commission zu Neapel für die pariser Ausstellung wurden bis jetzt folgende Anträge genehmigt: Cav. Angelini wird seine „Vaccante“ und eine höchst gelungene

Büste Garibaldi's ausstellen. Von dem Maler Morelli wurden mehre Stücke ausgewählt: „Tasso seiner kranken Cleonore einen Theil seines Gedichtes vorlesend“, ein „Pompejanisches Bad“ und von Maldarelli die im vorigen Jahre mit so großem Beifall aufgenommene „Toilette Pompejana“. In der Architektur bringen die Herren Catalani, Veneri und Travaglini das „Forum von Pompeji“ und der Ingenieur Aloino eine Zeichnung der Kathedrale von Florenz.

Der Maler Otto von Thoren zu Döbling bei Wien hat das lebensgroße Bildniß des Kaisers von Oesterreich vollendet, und zwar zur vollen Zufriedenheit des erlauchten Auftraggebers.

Im Atelier Wilhelm Engelhard's zu Hannover ist jetzt das Modell zur Statue der Kurfürstin Sophie zu sehen. Der Künstler hat die Fürstin so verkörpert, wie sie im blühendsten Frauenalter war, sitzend und in doppelter Lebensgröße.

Von dem Hophotographen H. Günther zu Berlin werden Photographieen von lebenden Blumen und Blattpflanzen in so eigenthümlicher Schönheit angefertigt, daß wir hierdurch vorzüglich die Zeichnerinnen unter unsern Leserinnen darauf aufmerksam machen möchten. Diese Bilder werden in drei Größen, sowol schwarz wie colorirt, ausgearbeitet. Jene eignen sich ihrer Schärfe und Naturwahrheit wegen vorzugsweise zu Vorlagen und Mustern zum Nachzeichnen. Jeder Pflanze ist der wissenschaftliche Name und Standort beigegefügt.

Im Verlage von Barbini zu Florenz werden die von allen Künstlern und Kunstfreunden längst erwarteten „Memoiren von Massimo d'Azeglio“ erscheinen.

Zu Dublin ist eine „Frische Nationalgalerie“ eröffnet worden, in welcher sich bereits Gemälde im Werthe von 10,000 Pfd. St. befinden.

Dr. D. L—L.

Modenbericht.

Wir haben schon häufig über die große Mannigfaltigkeit der täglich aufkommenden neuen Hutformen gesprochen, heute können wir jedoch endlich die wahrheitsgetreue Versicherung geben, daß eigentlich nur dreierlei Formen maßgebend herrschen. Diese drei Formen sind die Catalaneform, die Form Maria von Medicis und die Form Königin Hortense. Die Catalanehüte sind die vieredigen, nach dem in Catalonien üblichen spanischen Kopfsputz gebildeten Hüte, welche sich hinten in einen schmalen, abgerundeten Bart verlaufen und mit einem langen, oben darauf befestigten Schleier versehen sind, der wiederum an die spanische Mantilla gemahnen soll. Der Medicishut gleicht auf's Haar einer kleinen runden, umgestürzten Saucenschüssel, er ist eine Verkleinerung des Lamballe- oder Pamelahtes, bedeckt jedoch hinten den Chignon so ziemlich; er ist an den Seiten mäßig weit und breit, rundet sich dann aber plötzlich ab und ist mit einer Art Bart versehen, der glatt ist und in der Mitte etwas spitzig zuläuft. Trägt eine noch junge Dame diesen Hut, so werden nur ganz schmale Bindebänder daran befestigt, die hinten unter dem Chignon geschlungen sind — für eine ältere Dame näht man sehr breite,

unter dem Kinn zu bindende Bänder daran. Wir sahen einen Medicishut aus schwarzem Sammet, der mit zwei schwarzen Sammetrollen umgeben war, in deren Mitte ein Kranz aus kurzen, gekräuselten schwarzen Federn hinlief. An der Seite des glatt aufliegenden Hutes war in dem Federstreifen eine Noosrose angebracht, ein Paar rosenrothe Bänder wurden hinten unter den Chignon gebunden und ein Paar schwarze schmale, mit weißer Blende bedeckte Sammetbänder hielten den Hut unter dem Kinn zusammen.

Die Form „Königin Hortense“ mit breitem flachen und runden Kopfe, ohne jeden Bart, und schmalen, nicht ganz auf der Stirn aufliegenden Schirme ist von vorn bei weitem kleidsamer, als von hinten. Merliedst sah zum Beispiele ein Hortensehut aus blaßblauem Atlas aus, der rings mit Bergfarnzweigen aus blauem Sammet verziert war, die vorn auf die Scheitel und hinten auf den Chignon fielen; ein anderer aus violetter Sammet war reich mit Schmelz gestickt und hatte inwendig ein Bandeau aus violetter Sammet, halb durch eine zierliche Schmelzfranse verdeckt, sowie sehr breite Bindebänder aus violetter Sammet.

Unter den runden Hüten sind die aus lichtgrauem Filz mit niedrigem runden Kopfe mit schmalen, nach der Stirn zu heruntergebogenem Rande die beliebtesten; sie sind rings mit einem Streifen von schwarzen krausen Federn umgeben und an der Seite sind zwei Blumen befestigt — eine weiße und eine rothe Rose, eine gestreifte und eine weiße Nelle oder dergleichen.

Zur Morgentoilette trägt man für diesen Winter am liebsten Kleider oder vielmehr Ueberröcke aus Kaschmir, die in etwas phantastischem Style angefertigt werden. Man denke sich zum Beispiel ein Kleid, dessen oberer Theil aus glattem schwarzen, violetten oder blauen Kaschmir besteht, während die untere Hälfte ganz mit sehr bunten und vielgestaltigen Mustern, ganz nach der Art wie die auf den indischen Schwals, bedeckt ist. Der Effect ist ganz so, als ob man eine schwarze oder einfarbige Basquine über ein gemustertes Kleid gezogen habe. Will man ein sehr elegantes Morgenkleid, so wählt man weißen oder blauen Kaschmir zum oberen Theile desselben; eine kleine viereckige Pelertine von gemustertem Kaschmir wird über die einfarbige Taille gemacht. Will man in diesem Costume ausgehen, so giebt es besondere Talnamäntel und Burnusse, die hierzu passend sind.

Uebrigens werden die Shawsmuster und der glatte Kaschmir gleich aus einem Stücke gewoben und man kauft gleich abgepaßte Kleider.

Modenblatt No. 56. (834.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode*.)

1) Straßentoilette. Toquethütchen aus braunem Sammet, mit Grebefedern garnirt. Kleid aus hellbräunlichem Seidenrips, nach der Empirefaçon geschnitten und ohne alle Falten an dem kurzen Rocke; es ist um den Hals, an dem Handgelenk, vorn herunter und unten rings herum mit Astragan besetzt, an den Armen und auf dem Rocke sind außerdem arabeskenartige Verzierungen aus kastanienbraunem Sammet angebracht. Der braun-

seidene Unterrock ist ebenfalls mit einem Sammetstreifen versehen, welcher unter dem Kleide zu sehen ist. Die Chaussure von der Farbe des Unterkleides.

2) Herbstanzug. Weißer Sammethut mit einem Einfas von blauem Sammet, welcher über der Stirn eine Schnebe bildet und an den Seiten in die Höhe gebogen ist; die Rosette oben darauf und die Bindebänder sind aus blauem Atlas, der Schleier aus ächten Spitzen.

Das Kleid aus blauem Gros de Lyon ist mit Knöpfen, schrägen Streifen und flatternden Enden aus etwas dunkler blauem Atlas verziert; es ist nach der Form *impératrice* gemacht, mit hoher Taille und einem ziemlich faltenlosen Rock, der hinten lang und schräg geschnitten ist, so daß er unten einen genügenden Umfang erlangt, ohne daß eine Crinoline darunter getragen wird. Der Besatz des Rockes beschreibt die Form einer *Peplos-Casaque*, deren beide hinterste Zacken mit einem Knoten und langen Enden aus blauem Atlasband geschmückt sind; indessen kann dieselbe auch wirklich von dem Stoffe des Kleides gefertigt und darüber gezogen werden.

Feuilleton.

Hebbel in Paris. Wer Gelegenheit gesucht hat, sich mit den Werken und dem Charakter Friedrich Hebbel's näher bekannt zu machen, der kann sich kaum vorstellen, daß der Dichter der *Nidelungen-Trilogie* zugleich der Verfasser des „*Diamanten*“, des „*Rubins*“ und des „*Schnal*“, dieser Gebilde ächter Komik ist. Hebbel besaß als würzige Beigabe zu dem tiefen philosophischen Ernste, der sein Schaffen und Dichten durchzog, eine hübsche Dosis gesunden Humors. Eduard Kulle erzählt davon eine allerliebste Anekdote, in der der Dichter sogar in der Rolle eines Lustspiels-Intriganten auftritt und die aus der Zeit seines pariser Aufenthalts datirt. Hebbel saß eines Tages zu Paris in einem Kaffeehause, als ein fremder Herr sich an seinem Tische niederließ und mit ihm ein Gespräch anknüpfte. Er entpuppte sich schließlich als ein schwedischer Professor und schien bald ein großes Zutrauen zu Hebbel zu fassen. „Sehen Sie,“ begann er, „ich bin eigentlich nur zweier Menschen wegen nach Paris gekommen, die ich kennen lernen will. Es soll sich namentlich, wie ich gehört habe, der deutsche Dichter Friedrich Hebbel gegenwärtig hier aufhalten. Dieß ist der Eine und der Andere ist Heine. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, das Ziel meiner Reise zu erreichen.“ — „Nichts leichter, als das,“ sagte Hebbel. — „Wie so?“ — „Ich führe Sie zu Heine.“ — „Ist's möglich? Sie kennen Heine?“ — „Sehr gut.“ — „D, wie sehr verpflichten Sie mich. Und Hebbel?“ — „Den kennen Sie bereits. Hebbel bin ich selbst.“ — Das Entzücken des guten Professors über diese Entdeckung war grenzenlos.

Hebbel hielt sein Wort und führte den Schweden zu Heine. Dieser aber war gerade in seiner satyrischen Laune und hielt den Professor für ein ihm von Hebbel zugeführtes Opfer, das er mit Behagen abschlachten könne. Er machte ihn daher sofort zur Zielscheibe seiner Witz. Das gefiel seinem Freunde Hebbel jedoch durchaus nicht, der sich seines Schütlings der satyrischen Stimmung

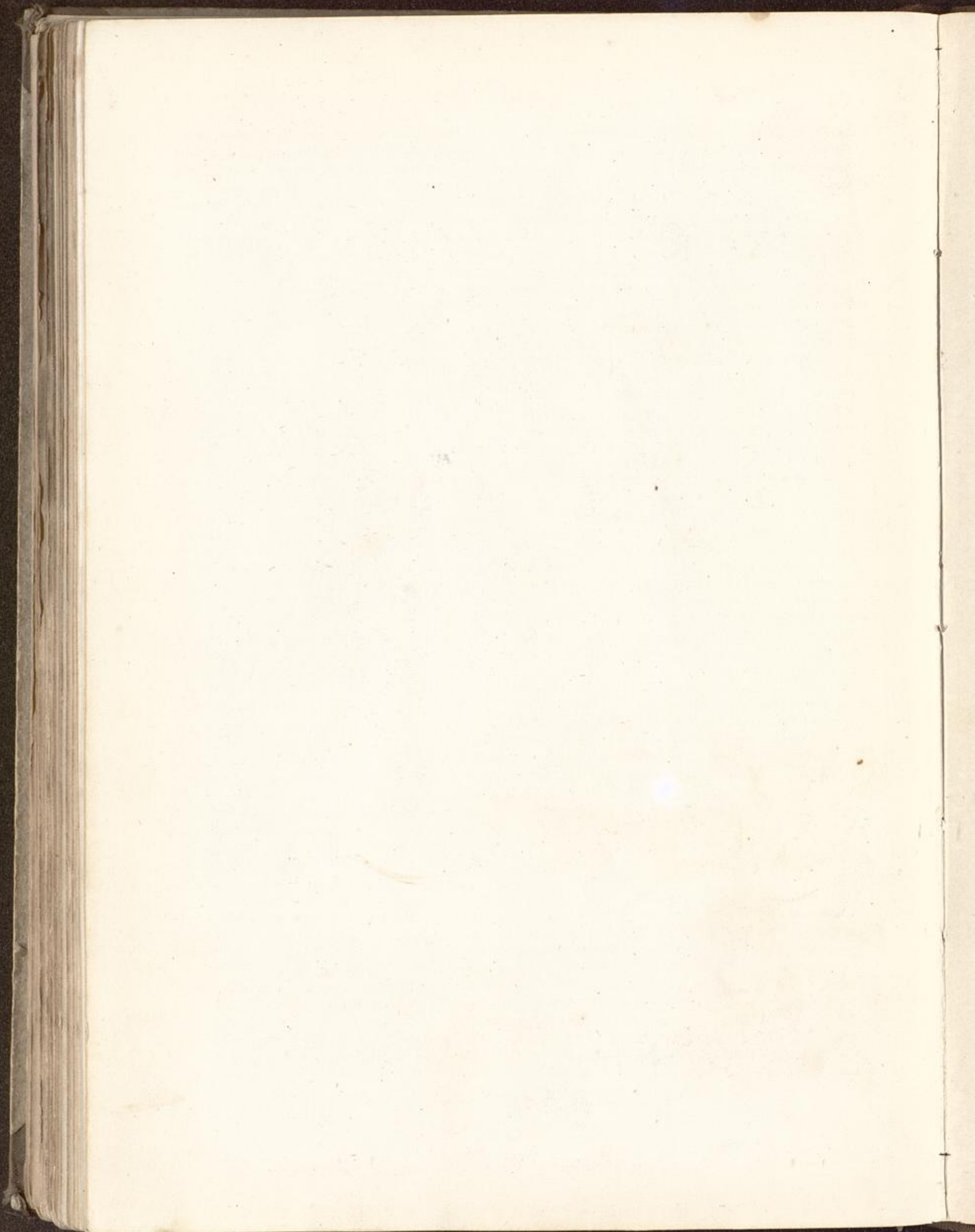


Jules David

M. Goussier del. Paris.
834

Allgemeine Moden-Zeitung, Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.



Heine's gegenüber weder annahm. Die Folge dieses Besuchs war, daß der Schwede sich von Heine möglichst fern hielt, sich aber kettenartig an Hebbel angeschlossen und fast täglich mit ihm zusammentraf.

Der gute Professor war wol um der beiden deutschen Poeten willen nach Paris gekommen, aber ob diese es verstanden hätten, ihn so lange an die Weltstadt zu fesseln, ist noch die Frage. Für den gelehrten Scandinavier gab es noch einen anderen Magnet, und das war ein reizendes Mädchen, die ihn von Tag zu Tag mehr fesselte. Die Stunde der Trennung kam aber endlich doch heran. Der Professor theilte ihr mit, daß er in seine nordische Heimath zurückzukehren gedente. Wie erschraf aber der gute Mann, als ihm die Schöne unter Thränen betheuerte, sie wolle ihm in aller Wahrheit ewig treu bleiben und mit ihm nach Schweden ziehen. So stark hatte sich der harmlose Professor die Macht der Liebe nicht gedacht. Was sollte er daheim mit einer flotten Pariserin beginnen? Das Mädchen wollte sich unter keiner Bedingung abreden lassen; es war schrecklich. In seiner Noth wendete er sich an seinen Freund Hebbel. Der Dichter kam mit seiner Menschenkenntniß der Rathlosigkeit des Professors zu Hilfe und entschloß sich, ein psychologisches Experiment auszuführen, von dem er sich die beste Wirkung versprach. Er ließ sich also von dem bedrängten Seladon die Stunden angeben, in denen er bei seiner Getreuen zu verweilen pflegte und stattete der jungen Dame in den nächsten Tagen einen Besuch ab zu einer Zeit, wo er den Professor nicht zu treffen erwarten durfte. Hebbel pflegte die sich zwischen ihm und der reiselustigen Pariserin abspielende Scene mit dramatischem Feuer vorzutragen, wenn er auf diese kleine heitere Episode zurückkam. „Ist der Herr Professor hier?“ — „Nein, mein Herr; kann ich ihm etwas bestellen?“ — „Danke! Ich hörte, daß er abreise und so —“ — „Ja, er reist ab und ich reise mit.“ — „Wie? Sie!! Sie reisen mit!!! Das ist in der That ein großer Entschluß!“ — „Ein großer Entschluß? — Mit meinem Geliebten zu reisen? Ei, ich bitte, nehmen Sie doch Platz! Wie meinen Sie das?“ — „Mein Gott, ganz einfach. Ich denke von meinem Freunde viel zu ehrenhaft, als daß ich annehmen sollte, er wolle Sie hinter's Licht führen!“ — „Hinter's Licht führen?“ — „Als offener ehrlicher Mann wird er Ihnen wol eine Schilderung entworfen haben von dem Lande, nach dem Sie ihn begleiten sollen. Haben Sie sich schon mit festen juchtenledernen Stiefeln versehen?“ — „Wozu das?“ fragte die Dame immer beklommener und erstaunter. — „Nun er wird Ihnen doch nicht verschwiegen haben, daß in seiner Heimath der Roth und Schnee immer bis an die Knie reicht, und daß man daselbst ohne Juchtenstiefeln keinen Schritt weit gehen kann!“ — „Nein, das hat er mir nicht gesagt!“ — „Am allerschwierigsten wird es für Ihren Gaumen sein, sich an diesen Thran zu gewöhnen, mit dem daselbst statt mit Butter, wie bei uns, die Speisen bereitet werden.“ — „Mit Thran?“ — „Allerdings. Wenn er Ihnen das Alles gesagt hat und Sie dennoch entschlossen sind, zu reisen, so bewundere ich Ihren Heroismus.“ — „Kein Wort hat er gesagt, kein Wort von alledem!“ — „Ei, mein schlauer Freund, wär's möglich?“

Nun brach der hinterlistige Intriguant das Gespräch ab und nahm mit guter Manier Abschied; doch mußte er vorher das Ver-

sprechen ablegen, bald wiederzukommen, um der einmal erregten Neugier weitere Aufklärungen über das geheimnißvolle Land zu geben. Der Professor aber wurde von dem Dichter sorgfältig instruiert, bei der ihm zweifellos bevorstehenden Scene Alles zu leugnen und als schändliche Verleumdung seines Vaterlandes hinzustellen. Als nun Hebbel seinen Besuch bei der Dame wiederholte, drückte diese ihm ihr Befremden darüber aus, daß ihr Freund alle die ihr in Bezug auf Schweden mitgetheilten Dinge geradewegs für Unwahrheiten erkläre. Hebbel lächelte schlau: „Hieraus aber können Sie ersehen, daß seine Liebe zu Ihnen selbst seine Wahrheitsliebe übersteigt; es ist wol nicht unverzeihlich, wenn er aus allzuheftiger Reizung in der Brust, Sie zu verlieren, Ihnen die Unannehmlichkeiten verheimlicht, denen Sie mit ihm entgegen gehen und die Sie in Ihrem Entschlusse vielleicht hätten wankend werden lassen. Ich drücke Ihnen daher wiederholt meine Bewunderung aus, daß Sie Ihren Entschluß wirklich auszuführen gedenken.“

Das wirkte; Hebbel sah es bereits an den Mienen der Dame und empfahl sich nun bald, um den Eindruck seiner Worte nicht wieder abzuschwächen. Des anderen Tages kam der Professor in hellem Jubel zu ihm; seine Geliebte hatte ihn unter Thränenströmen beschworen, ein so großes Opfer nicht von ihr zu fordern, sie sei nicht im Stande, ihre Verwandten und ihre Mutterstadt, an die sie so viel heilige Erinnerungen knüpften, zu verlassen.

Ungehindert und seinem Freunde herzlich dankbar reiste der Schwede nach Hause, nachdem dieses kleine Lustspiel, in dem ein berühmter dramatischer Dichter selbst als handelnde Person aufgetreten war, zu befriedigendem Ende geführt worden war. — r.

Symbolik der Monate. Einem in Polen allgemein verbreiteten Aberglauben zufolge ist jeder Monat des Jahres dem Einflusse eines besonderen Edelsteins unterworfen und jeder Mensch muß wiederum dem Einflusse des Monats gehorchen, in dem er das Licht der Welt erblickt hat.

So beschenkt man sich unter Freunden und besonders unter Verlobten gegenseitig am Geburtstage mit Schmudgegenständen, die mit den den Monat beherrschenden Edelsteinen besetzt sind, und die Glückwünsche, welche dieses Geschenk begleiten, dienen, wie man überzeugt ist, dazu, die Versprechungen des Talismans zur Erfüllung zu bringen.

Im Januar schenkt man einander Granaten und Hyazinthe, welche eine schrankenlose Redlichkeit und unverletzte Treue in allen Lebensverhältnissen bedeuten.

Im Februar ist der Amethyst der herrschende Stein, welcher vor heftigen Leidenschaften bewahrt und den Frieden des Herzens erhält.

Im März der Blutjaspis, das Symbol von Muth in allen Gefahren und Beharrlichkeit in allen schwierigen Unternehmungen.

Im April herrscht der Diamant und der Sapphir, das Bild der Seelenreinheit und Unschuld.

Im Mai der Smaragd, welcher Glück in der Liebe bedeutet.

Im Juni der Achat, das Zeichen einer unzerstörbaren Gesundheit.

Im Juli der Carneol, das Symbol des Vergessens von jedem Kummer, der uns durch geliebte Personen bereitet wird.

Im August der Sardrin, welcher ein dauerhaftes Glück weissagt.

Im September der Chrysolith, welcher vor thörichten und unüberlegten Handlungen bewahrt.

Im October der Opal, das Symbol einer Seele, welche sich durch das Unglück nicht beugen läßt.

Im November der Topas, das Bild der Beständigkeit in der Freundschaft.

Im December der Türkis und der Malachit, welche die Erfüllung der liebsten Hoffnungen und Wünsche bedeuten. —r.

Eine spanische Sittc. Sobald in Spanien der Scharfrichter ein Todesurtheil vollzogen hat, wird er sofort von Gensd'armen umgeben, welche ihm Handschellen anlegen und ihn in eine Gefängniszelle führen. Einige Stunden nachher findet sich ein Gerichtschreiber, der von dem Alguazil begleitet ist, in dem Gefängnisse ein. Der Scharfrichter wird vorgeladen und nun entspinnt sich der folgende Dialog:

— Sie sind angeklagt, einen Menschen getödtet zu haben? sagt der Gerichtschreiber.

— Ja, es ist die Wahrheit, lautet die Antwort des Scharfrichters.

— Weshalb haben Sie diesen Mord begangen?

— Um dem Gesetze zu gehorchen und das Mandat zu erfüllen, das mir von den Gerichten übertragen worden ist.

Nun wird sofort ein Protocoll aufgenommen, von dem Scharfrichter unterzeichnet und am folgenden Tage einem Richter zur Prüfung vorgelegt. Dieser erläßt dann zu Gunsten des Scharfrichters ein Urtheil, welches ihn freispricht, worauf derselbe sogleich in Freiheit gesetzt wird, nachdem man ihn vierundzwanzig Stunden lang als einen Verbrecher behandelt hat. C.

Preise von Karikäten. Man staunt jetzt zuweilen über die enorm hohen Preise, welche für Gegenstände bezahlt werden, die von berühmten Personen herrühren, allein dies darf uns gar nicht verwundern, denn solche Seltenheiten wurden schon von jeher von Liebhabern gesammelt und sehr theuer bezahlt.

Der aus Elfenbein geschnitzte Stuhl, welchen Gustav Wasa von der Stadt Lübeck zum Geschenk erhielt, wurde 1825 für die Summe von 58,000 Gulden von einem schwedischen Kammerherrn, Herrn von Schinkel, angekauft.

Das Gebetbuch König Karl's I. von England wurde kurz nach dessen Hinrichtung in London für 100 Pfund Sterling verkauft.

Der Abbé von Torfan bezahlte 12,000 Francs für ein Paar Ballschuhe Ludwig XIV.

Ein Zahn Newton's wurde 1846 von Lord Shaftesbury für 16,600 Francs gekauft und in einen Ring gefaßt.

Als die Leichname von Abälard und Heloise in die Augustinerkirche transportirt wurden, bot ein Engländer 100,000 Francs für einen Zahn Heloisens.

Dagegen wurde der Schädel von Descartes 1820 für nur 100 Francs verkauft.

Eine Perrücke von Kant wurde mit 53 Thalern bezahlt, und eine Perrücke von Sterne mit 5000 Francs.

Voltaire's Stock fand einen Käufer, der 500 Francs dafür gab.

Eine Weste von Jean Jaques Rousseau wurde mit 950 Francs bezahlt.

Sir Burnlett, der Schwiegerohn Walter Scott's, kaufte 1825 die beiden Federn, mit denen der Vertrag von Amiens am 27. März 1804 unterzeichnet wurde, für 12,800 Francs.

Der Hut, welchen Napoleon in der Schlacht bei Eylau trug, wurde von Dr. de la Croix mit 1920 Francs bezahlt. —r.

Eine denkwürdige Eisenbahnfahrt. Man ist für gewöhnlich der Meinung, daß mit den Eisenbahnen alle Romantik des Reisens verloren gegangen sei, allein dies ist doch nicht ganz der Fall.

Als Beleg für unsere Behauptung dürfen wir nur eine Geschichte erzählen, die sich neulich auf einer americanischen Eisenbahn zugetragen hat. Ein junger Mann hatte eine längere Fahrt auf der Eriebahn zu machen und sah sich in dem Waggon, in den er gestiegen, vergeblich nach einem Reisegefährten um, der ihm eine einigermaßen interessante Unterhaltung versprochen hätte. Als er um seinen Zweck zu erreichen aus einem Waggon in den andern spazierte, da sieht er endlich in einem Coupé eine junge Dame sitzen, die ihm gleich auf den ersten Blick ganz ausnehmend gefällt; er setzt sich ihr gegenüber und knüpft ein Gespräch mit ihr an, auf welches die junge Miß auch sehr artig und liebenswürdig eingeht. Je länger er sich mit der jungen Dame unterhält, desto angenehmer und liebreizender erscheint sie ihm — nach Verlauf einer Stunde hat er sich sterblich in sie verliebt und hält um ihre Hand an, die sie ihm auch nach kurzem Zögern zusagt.

Unser junger Mann war indessen ein feuriger leidenschaftlicher Liebhaber und wollte sich die Geliebte auf alle Fälle für immer sichern, denn wie schnell konnten sie ihm die Verhältnisse entführen, wenn sie Beide am Ziele ihrer Reise angelangt waren. Er eilt daher durch alle Waggon's und fragt überall, ob nicht ein Geistlicher unter den Mitreisenden sei; richtig fand sich auch ein solcher, den er sofort in Beschlag nimmt und zu seiner Braut führt. Hier bestürmen die jungen Leute den Geistlichen, sie auf der Stelle zu trauen, und da dies in America gar nichts Ungeöhnliches ist, versteht sich Se. Ehrwürden dazu, so daß das junge Paar, welches sich noch vor zwei Stunden gänzlich fremd gewesen, mit einem Male Mann und Frau ist.

Wie glücklich sehen sie sich nun in die Augen! Der stürmische Liebhaber setzt sich neben sein Frauchen, schlingt die Arme um sie und küßt sie leidenschaftlich, indem er wieder und wieder ruft: — Jetzt bist Du mein, mein Eigenthum!

Die Neuvermählte wehrte diese Liebkosungen etwas schüchtern ab — in diesem Augenblicke trat ein fremder Gentleman in das Coupé, sah die Umarmungen des jungen Ehemannes und das Sträuben der Dame, was ihn zu der Meinung veranlaßte, der Herr erlaube sich, zubringlich und unverschämt gegen eine schußlose Reisende zu sein, und schnell wie der Gedanke versetzte er dem glücklichen Gatten ein Paar schallende Ohrfeigen. Wüthend sprang dieser in die Höhe, es kam zu einem heftigen Streit, man forderte einander auf Pistolen, stieg an der nächsten Station aus, schoß sich und — der fremde Gentleman schoß dem jungen neuvermählten Ehemann eine Kugel durch die Brust, so daß er augenblicklich todt war. Dann stieg er kaltblütig wieder in den Waggon und setzte sich der trostlos weinenden jungen Witwe gegenüber, indem er sich vor ihr zu rechtfertigen suchte. Er stellte ihr vor, daß er geglaubt habe, sie schügen zu müssen und

daß jeder ritterlich denkende Mann nicht anders gehandelt haben würde — kurz, er verschwendete alle Verebbarkeit, um die betäubte Schöne zu trösten.

Lange Zeit schienen alle seine Bemühungen zu scheitern, allmählig jedoch trocknete die junge Dame ihre Thränen und ging auf die Unterhaltung des neuen Reisegefährten ein, der immer gefühlvollere Saiten anschlug und endlich, als man beinahe am Ziele der Fahrt angelangt war, ebenfalls mit einer Liebeserklärung und dazu gehörigem Heirathsantrage schloß. Nach einem Weilschen entschloß sich die junge Witwe, Ja zu sagen, der Geistliche wurde abermals geholt und mußte zu seinem Erstaunen dieselbe Dame jetzt einem anderen Manne antrauen.

Diesmal jedoch gewährte die junge Frau ihrem neuen Gatten nicht einen einzigen Kuß, nicht einen Händedruck, bevor man das Ziel der Reise erreicht hatte, denn wie leicht hätte sich wieder ein Unglück ereignen können. Sie wird wol aber zeitweilig an diese Reise denken, wo sie binnen sechs Stunden Braut, Gattin, Witwe und abermals Gattin geworden war — nun sage noch Einer, daß die Eisenbahnen die Feinde der Romantiker seien!

—r.

Herold und Boieldieu. Bekanntlich waren Herold und Boieldieu sehr intime Freunde und es war wahrhaft erquickend zu sehen, wie sie ohne jeglichen Neid sich einander lobten und aufmunterten.

Eines Tages, als Herold seinen Freund besuchte, war er genöthigt, einige Augenblicke auf ihn zu warten und ging währenddem in Boieldieu's Arbeitszimmer auf und ab. Plötzlich stieß er mit dem Fuße an etwas — er bückte sich, hob es auf — es waren einige Blätter Papier, die zusammengeballt und halbzerissen auf der Erde lagen. Da diese Blätter mit Noten beschrieben waren, nahm Herold sich die Mühe, sie wieder zu glätten und betrachtete sie, Anfangs mit bloßer Neugierde, dann mit Staunen und wachsendem Interesse. Endlich begannen die Augen des Meisters zu glänzen, als ob er einen werthvollen Fund gethan, er legte die Notenblätter auf den offenen Flügel und begann das so mißhandelte Stück zu spielen, indem er voll Entzücken der süßen Melodie lauschte, die seine Hände dem Instrumente entlockten.

Inzwischen war Boieldieu, der mittlerweile das Bett verlassen und sich angekleidet hatte, in das Zimmer getreten und wurde von den lieblichen Tönen begrüßt, die ihn als ihren Schöpfer bewillkommneten.

— Was für ein reizendes Stück! Und wie konntest Du es so geringschätzig behandeln, daß ich die Notenblätter davon zerrissen und zusammengeknüllt von der Diele aufheben mußte, sagte Herold, indem er sich erhob und dem Freunde die Hand drückte.

— Du hast mich beinahe damit ausgeföhnt, entgegnete Boieldieu. Aber sage mir einmal ganz ernstlich unter uns und ohne alle Complimente, findest Du es wirklich passabel?

— Wie, passabel? Du bist heute sehr bescheiden und schwer zu befriedigen. Es ist geistvoll, melodisch, mit einem Worte wunderschön!

— Nun, meinte Boieldieu, da hat sich das „wunderschöne Stück“ bei Dir zu bedanken, daß es fortexistiren kann. Du hast es gefunden. . .

— Ja, auf der Erde, aber ich versichere Dich, daß es bis zu den Wolken erhoben werden wird!

Boieldieu arbeitete damals gerade an seiner Partitur zu der weißen Dame und das von ihm zur Vernichtung verurtheilte und von Herold errettete Werk war das reizende Furcht-Duett. —r.

Lurus in aller Zeit. König Karl V. von Frankreich bewohnte den Louvre in Paris und fast alle Bedürfnisse seines Haushalts wurden innerhalb dieses Palastes erzeugt: hier wurde sein Brod gebacken, hier zog er seine Gemüse, mästete sein Geflügel und fütterte seine Fische, in dem ihm zu alledem ein ziemlich karger Raum zugemessen war. Indessen darf man nicht etwa die Geschmacksrichtung des Königs nach diesen kleinen Einzelheiten bemessen — er lebte eben in einer Zeit, wo die Sitten ein eigenthümliches Gemisch von äußerster Einfachheit und seltsamer Pracht zeigten.

Dieser gute und weise König, den das frühe Krähen seiner Hähne nicht im Schlafe störte, der seinen Salat und Kohl mitten unter seine Rosenstöcke pflanzte, dieser einfache, wahrhaftige Philosoph, den wir nach seinen Porträts deutlich vor uns sehen mit seinen gutmüthigen Augen, seiner dicken Nase und seinen langen Haaren, wie er vor dem Kamine saß und im Winter von der Besperzeit bis zum Abendbrot der Vorlesung von Erzählungen aus der heiligen Schrift oder anderen moralischen Geschichten zuhörte — wißt Ihr, wie viel Kronen dieser gute König zu seinem persönlichen Gebrauch hatte?

Dreißig, nicht eine einzige weniger, alle aus Gold und mit Diamanten, Sapphiren, Rubinen und Smaragden besetzt; dazu zehn prächtige, goldene Stirnreife und außerdem goldene Stirnbinden oder Diminutivkronen, Morgenkronen u. s. w. die Menge, andere Schmucksachen noch gar nicht gerechnet. Vielleicht hatte er auch Nachtkronen, wie andere Leute Nachtmützen haben — jedenfalls vernachlässigte er nicht das Geringste an seinem Kopfschmucke.

Ueberhaupt suchte man den größten Luxus damals in der Kostbarkeit der Gegenstände, mit denen man sich umgab, wogegen man auf die Bequemlichkeit sehr wenig gab.

Das Bett der Königin Jeanne von Bourbon, der Gemahlin Karl's V., war zum Beispiel mit Vorhängen von Goldbrokat verziert und die Teppiche, die vor dem Bette lagen, schimmerten ebenfalls von eitel Gold und Silber.

Die großen Bettücher, mit denen die Kissen bedeckt waren, bestanden aus so feiner, in Rheims gearbeiteter Leinwand, daß sie einen Werth von 300 Francs damaliger Münze oder 3240 Francs nach heutigem Gelde besaßen — eine ungeheure Summe für eine Epoche, wo in dem Hôtel des Tournelles eine ganze Galerie mit kunstvollen Fresken gemalt wurde für die bescheidene Summe von 3 Sous 8 Deniers oder 99 Centimes nach heutigem Gelde.

Blos die Königin allein durfte sich der Armstuhl bedienen, die übrigens durchaus nicht etwa sehr bequem und comfortabel waren; sie waren roth lackirt, mit Verzierungen aus Zinn, Wollfransen und Metallnägeln geschmückt und außerordentlich hart. Ebenso hatte man Bänke und geschnitzte Sessel aus Eichenholz, mit hohen viereckigen oder spitz zulaufenden Lehnen, die eben auch nicht sehr angenehm zum Daraufliegen sein mochten. Auch Karl V. selbst setzte sich, ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt, auf einen Thron, der so hart war, daß jetzt kein Mensch im ersten besten Omnibus so sitzen möchte. Das ist eben der Unter-

schied zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert: das Gold und die Edelsteine sind rarer geworden, aber dafür haben wir unendlich mehr Bequemlichkeit und Lebensgenuß, als sich zu jener Zeit selbst die Reichsten und Vornehmsten zu verschaffen gewußt hätten.

—r.

Englische Dankbarkeit. Die Geschichte Snyders, des Erfinders der Enfield-Büchse, die dem preussischen Zündnadelgewehre als ebenbürtig an die Seite gestellt wird, ist eine traurige und wirft auf das so oft gerühmte englische öffentliche Leben kein glänzendes Licht. Sieben Jahre hatte er auf die Ausarbeitung und Verbesserung seiner Erfindung verwandt, sein ganzes Vermögen und seine ganze Arbeitskraft geopfert, um an das Ziel seines Strebens zu gelangen. Seine Kämpfe mit dem Hochmuth, der Dummheit, der Gleichgiltigkeit einer versumpften und selbstzufriedenen Bureaukratie, seine Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen, die Intriguen, Zurücksetzungen und Beleidigungen, die Bertröstungen von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern, waren zu viel für seine Kräfte. Er brach zusammen, wurde vom Schläge gelähmt und auf's Krankenbette geworfen, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Seine Vermögensverhältnisse waren zerrüttet und der kranke Mann wurde unablässig von seinen Gläubigern gepeinigt, während seine Erfindung längst vom Staate angenommen war und in der Presse, im Parlamente, in officiellen Blaubüchern und in Privatberichten als ein glänzender Triumph gefeiert wurde. In seiner Noth wandte er sich endlich an die Regierung, von der er noch keinen Pfennig Lohn erhalten hatte. Man gab ihm zur Antwort, daß er seine Rechnung einreichen, aber keinen Preis für seine Erfindung, sondern nur Bezahlung für geleistete Arbeit und im Dienste des Staats gemachte Auslagen verlangen sollte. Seine Rechnung belief sich auf die gewiß mäßige Summe von 2700 Pfd. St., wofür er acht Monate in Woolwich zur Verfügung der Regierung gestanden, sieben Jahre lang gearbeitet und sein ganzes Vermögen geopfert hatte. Die Regierung, welche wissen mußte, daß er sich in Noth befand, begann mit ihm zu handeln und bot schließlich 1000 Pfd. St. Erfinder werden im Laufe der Zeit sehr bescheiden. Snyder nahm die 1000 Pfd. St., welche seine Gläubiger unter sich theilten, und starb vor Kurzem in Mangel und Elend.

Eine interessante Erbschaft. Ein Vermächtniß an das Museum der Stadt Nancy durch eine Baronesse v. Janlowitz bringt diesem Museum eine Anzahl von Andenken an die schon sehr verschollene Episode des Königs Stanislaus, Herzogs von Lothringen. Die verstorbene Baronesse stammte von einem der Kammerherren jenes Königs und zugleich von dem zu jener Zeit so sehr berühmten, später ebenfalls ziemlich vergessenen Bildhauer Falconet, dem Meister der Reiterstatue Peters des Großen in St. Petersburg, ab. Das Vermächtniß besteht zum größten Theile aus Kunstwerken, welche im Besitze des Letzteren waren, darunter gute Gemälde von Poussin, van der Meulen und Vien, Selbstporträts von Jouvenet und von Pierre Falconet, Porträts von verschiedenen Personen, welche in Beziehungen zum König Stanislaus standen, Prinzessinnen und Hofdamen vom Hofe Ludwig's XV.; eine Federzeichnung von der Hand des damaligen Dauphin, dem Könige von Polen gewidmet; endlich dem Degen, dem Adelspatente von Falconet, einer goldenen Medaille, welche derselbe von Katharina

von Rußland erhielt, und seinem Bildhauerwerkzeuge. Außerdem enthält dieser Nachlaß die Briefe, welche Falconet während seines Aufenthaltes in St. Petersburg mit Diderot wechselte, und Autographen von Voltaire, d'Alembert, la Condamine, Louis XV. und Prinzen und Prinzessinnen seines Hofes.

Bunte Gesellschaft. Eine gemischtere Bevölkerung als die der Stadt und Grafschaft San Francisco dürfte es schwerlich geben. Unter den 14,818 Wählern werden aufgeführt neben Eingeborenen der Union: 3111 Irländer, 1870 Deutsche, 683 Briten, 151 Scandinaven, 128 Russen und Polen, 99 Franzosen, 26 Australier, 19 Italiener, 16 Holländer, 14 Spanisch-Americaner, 11 Belgier, 10 Portugiesen, 8 Westindier, 7 Ungarn, 6 Ostindier, 2 Sandwich-Inulaner und je ein Repräsentant der Griechen, Spanier und Chinesen.

Frauen-Emancipations-Frage. Der socialwissenschaftliche Congreß zu London hat sich nicht getrennt, ohne den Emancipationsdamen noch ihr jährliches Paradesfest zu gestatten. Diesmal war eine verheirathete, aber, wie wir aus ihrem curriculum vitae ersehen, von ihrem Gatten, der natürlich zu den Tyrannen des männlichen Geschlechts gehört, seit 10 Jahren getrennt lebende Dame, Frau Barbara Bodichon, vorgeführt worden, um das Verlangen ihrer Mitschwester nach „Ausdehnung des Wahlrechts auf die Frauen“ durch eine sorglich ausgearbeitete Abhandlung zu unterstützen. Das sonderbare Actenstück wurde von der Schönen selbst in der ökonomischen Abtheilung vorgelesen und die Discussion von Fräulein Dr. Mary Walker durch eine längere Rede eingeleitet, die sich jedoch nicht über den in ermüdenden Wiederholungen paraphrasirten Gemeinplatz erhob: „Daß die Gottheit das Weib dem Manne gleich geschaffen und jenes daher auch die Rechte genießen müsse, die dieser so lange für sich monopolisirt habe.“ Das einzige Neue und Originelle an der diesjährigen Behandlung der interessanten Frage war die Enthüllung, daß die emancipationsfüchtigen Damen von Demokratie nichts wissen wollen und keineswegs das politische Stimmrecht für das ganze Geschlecht beanspruchen. Nach der überraschenden, aber höchst bestimmten Erklärung der Antragstellerin beabsichtigen sie vielmehr eine weibliche Aristokratie zu gründen, und diese soll bestehen — aus den alten Jungfern und Witwen! Frau Bodichon mußte zugestehen, daß die verheiratheten Frauen des Mittelstandes, ganz von ihren Familienorgen in Anspruch genommen, gegen die „höhern Interessen“ abgestumpft sind und weder Neigung noch Verstandniß für die politischen Pflichten emancipirter Staatsbürgerinnen besitzen. Diese wollen das Wahlrecht nicht haben, und sollen es auch nicht haben. Aber die single ladies sind das Salz des Geschlechts und nicht so unempfindlich gegen die Gleichberechtigung, wie die vulgären, in der Prosa der Häuslichkeit verkommenen Hausfrauen. Die Antragstellerin fordert jedes Unterhausmitglied auf, ihr zu bezeugen, daß die unverheiratheten und verwitweten Damen seiner Bekanntschaft — abgesehen von der Beredsamkeit, die sich von selbst versteht, — einen hohen Grad von politischem Urtheile besitzen und zum Stimmrechte befähigt sind. Man muß gestehen, daß dies höchst naiv ist und den ganzen Emancipationschwandel als die historische Grille überspannter alter Damen, die ihre Aufgabe im Leben und in der Gesellschaft verfehlt haben, richtig bezeichnet. — Ein Hauptar-

gument, durch welches J. Stuart Mill die Theilnahme der Frauen an der Parlamentswahl als billig und wünschenswerth zu begründen pflegt, ist: daß die Frauen thatsächlich das Wahlrecht durch den Einfluß auf die Stimmen ihrer Gatten schon ausüben, und daß es daher nur logisch sei, ihnen dasselbe auch formell zu geben. Die Frau ist die Hauptperson für den Bestechungsagenten; wenn er mit ihr das Geschäft abgeschlossen hat, so kann er des Mannes ganz sicher sein; sie steht für die Stimme ihres Tyrannen ein. Daß dies wirklich der Fall ist, dafür liefern die Acten der noch immer im Gange befindlichen Corruptionsproceße ergößliche Beweise.

Tante und Nichte. Eine Dame, welche sich im Spiegel bewunderte, sagte zu ihrer Nichte:

— Was gibst Du wol darum, wenn Du so schön wärest, wie ich?

— Gerade so viel, liebe Tante, wie Du darum geben würdest, wenn Du so jung wärest wie ich.

Albumblätter.

Was Du begehrt, und was sich Deinem Geist
Darstellt als die reinste Deiner Wonnen,
Nicht davon wirft Du Herz und Seele sonnen,
Das höchste Glück entzieht sich Dir zumeist.

Wohl Dir jedoch, wenn es Dich stets umkreist,
Wird es auch nie ergriffen und gewonnen,
Doch stärkt es Dich aus reichen Lebensbronnen
Am Pfade, der Dich nach dem Ziele weist.

Entsage dem nie ganz, was Dir versagt,
Und nach dem Himmel blicke, wo es tagt
Nach wenig Stunden, die der Nacht gebühren.

Der Strahl von dort, er kann allein Dich führen,
Wenn nicht zum Götterthum, doch zu den Höhn,
Die wolkenlos auf tiefe Nebel sehn.

Friedrich Thiersch

in einem Briefe an den Kronprinzen Maximilian von Bayern
aus dem Jahre 1841.

Räthsel und Aufgaben.

Die ersten zwei mehren der Fürstinnen Glanz,
Die dritte verschönert die Hirtin beim Tanz.
Das Ganze hat schützend ein Engel bewacht,
Obwol es das Schicksal zu brechen gedacht.

Mit dem A theilt's gleich und recht,
Mit dem G sind sie wol öfters schlecht,
Mit dem D siehst Du es auf dem Meer,
Mit dem JG lieben's Kinder sehr.

Eine Inselgruppe an Norwegens Küsten,
Eine Stadt des gelobten Landes,
Eine französische Stadt,
Eine Insel im indischen Ocean,
Eine Stadt im westlichen Deutschland,
Ein District im schönen Venetien,
Eine Stadt in Japan.

Die Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben der zu findenden Worte von oben nach unten geben den Namen eines amerikanischen Märtyrers, die der Endbuchstaben von unten nach oben den seines Amtsnachfolgers. Wie heißen diese beiden Männer?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 45.

Hochzeitbitter.

Esther — Nest — Herr.

Die besten Menschen haben manchmal ungerathene Kinder.

Der Handwerksbursche hatte 17½ Pf. in das erste Gasthaus mitgebracht.

Briefpost.

Hr. E. Schlanberger in Wittenberg. Sie scheinen Ihren Namen nicht mit Unrecht zu führen! Ihr Eifer erfreut uns; die spätern Nummern werden Ihnen bereits die Antwort gebracht haben.

Alter Abonnent J. in L. Obgleich wir auf dem betreffenden Gebiete sehr reichlich versorgt sind, so würden uns doch fernere Sendungen nicht unlieb sein. Von dem Eingefandten können wir keinen Gebrauch machen.

H. C. Besten Dank — aber gar zu leicht.

Eine alte Abonnentin in P. Mit vielem Vergnügen theilen wir Ihnen den Titel der kleinen, sehr empfehlenswerthen Schrift mit. Derselbe ist: „Schönheitspflege. Eine Gabe für jeden Toilettenisch. Von Verthold Schwarz. Berlin, Verlag von Max Voeltcher. 7½ Sgr.“

Hr. M. Schm. in Freiberg. Wir rathen Ihnen, schwarzseidne Stoffe in einer Abkochung von „Krausmünze“ waschen und den noch feuchten Stoff mit einem recht heißen Plattstahl glätten zu wollen.

Hr. v. St. a. L. b. D. Da Ihr Herr Gemahl, wie Sie uns schreiben, vorzugsweise gern „Pasteten“ isst, so gereicht es uns zur Freude, ein Ihnen sicher noch unbekanntes Recept mittheilen zu können. Wir meinen das der „Rhabarber-Pastete“, welche also zubereitet wird: Man mache einen mürben Teig, theile denselben in zwei Theile und rolle jedes Stück aus, belege mit einer Hälfte eine Form oder Schüssel und bestreue sie mit gestoßenem Zimmet. Alsdann nehme man dicke Rhabarberstengel und dicke Wurzeln von den Blättern dieser Pflanze, befreie sie von der Oberhaut, schneide sie in halbe Zoll lange Stücke, setze sie mit Zucker, gleichen Theilen Wasser und Wein, abgeriebener Citronenschale und einem Stückchen Zimmet auf's Feuer und lasse sie in kurzer Zeit weich kochen. Dann lege man den Rhabarber lagenweise auf den Teig und gebe zwischen die einzelnen Lagen Zucker, Zimmet, gestoßenen Zwieback und Citronenscheiben, aus welcher die Kerne entfernt wurden, bedecke sie mit Teig und lasse sie 1¼ Stunde backen.

Intelligenzblatt zur Alodon-Beitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig:

Preussen-Album.

Zehn Portraits

in Stahlstich mit biographischem Text.

König Wilhelm.	.....	Kriegsminister v. Roon.
Kronprinz Friedrich Wilhelm.	.....	General v. Moltke.
Prinz Friedrich Carl.	.....	General Herwarth v. Bittenfeld.
Prinz Adalbert.	.....	General v. Steinmetz.
Graf Bismarck-Schönhausen.	.....	General Vogel v. Falckenstein.

Dritter Abdruck.

In elegantem Carton. Preis 22 1/2 Ngr.

Adolf Böttger's

Gesammelte Werke.

Complet in 6 Bänden. — Preis: 4 Thlr. broch., 6 Thlr. eleg. gebunden.

Inhalt:

- I. Lyrische Gedichte. — Frühlings- und Liebesmelodien. — Sonette. — Balladen und Romanzen. — Distichen. — Vermischte Gedichte. — Blätter der Erinnerung.
- II. Pausanias. — Fall von Babylon. — Ragdalene. — Ruschirwan. — Auf der Wartburg. — Das Schenkhaus zu Savelthem.
- III. Habana. — Till Eulenspiegel. — Hyazint und Liliade, ein Frühlingsmärchen.
- IV. Der Erbe von Thirlestun. — Heinrich und Fleurette. — Zarte Liebe. — Sperthias und Butis. — Helene von Antwerpen. — Guillem von Cabestaing. — Don Juan und Maria. — Zwei Königsnächte. — Dämon und Engel.
- V. Goethe's Jugendliebe. — Buch der Sachsen (Romanzen und Rhapsodien).
- VI. Die Pilgerfahrt der Blumengeister. — Agnes Bernauer. — Lancelot vom See. — Schlußlied.

Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache,

wie sie in der allgemeinen Literatur, der Poesie, den Wissenschaften, Künsten, Gewerben, dem Handelsverkehr, Staats- und Gerichtsweisen ic. gebräuchlich ist.

Bearbeitet und herausgegeben von

Dr. Wilhelm Hoffmann.

Complet in 64 Heften à 5 Bogen. Lex.-8. à 7 1/2 Ngr.

Das vorstehende Werk ist jetzt das einzige practische, größere und vollendete, aus den deutschen Schriftstellern selbst geschöpfte Wörterbuch der deutschen Sprache, ein treuer Führer für Jeden, der unsres überreichen Sprachschatzes sich lebendig bewußt zu werden strebt, der zuverlässigste Rathgeber beim Lesen und Schreiben und kann dasselbe, zur Erleichterung der Anschaffung, in Heften oder Bänden in beliebigen Terminen bezogen werden.

Claudius, Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
 " 1. " " in Halbkleinband mit Deckelprägung und Goldtitel 17 1/2 Ngr.
 " 2. " " in Ganzkleinband mit Deckelprägung und Goldtitel 22 1/2 Ngr.
 " 3. " " in Ganzkleinband, Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaften und Gesellschaft gehört zu den gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. — Sie zählt zu ihren regelmäßigen Mitarbeitern:

Otto Banck, E. Freiherrn v. Mißra, Alfred Wasdau, Louise Otto, Bernd von Guseck, St. Grafen Grabowski, Marie v. Koskowska, Ewald August König, F. Cosmann, A. Göring, Carl Freiherrn von Kessel, E. Heusinger, O. von Wiscke, Dr. P. Wigand u. v. A.

Die Novellen-Zeitung bringt Romane, Novellen, Genrebilder und Skizzen, interessante Schilderungen aus der Natur, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Politik und Gesellschaft, sowie namentlich Otto Banck's Berichte über Kunst und Literatur, so daß sie an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von keinem andern Blatte übertroffen werden dürfte.

Dieselbe erscheint wöchentlich ein Mal in 2 Bogen hoch 4. und beträgt der Preis pro Quartal 1 Thlr. 10 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Hierzu zwei literarische Beilagen von Eduard Kummer in Leipzig.